

Leseprobe

Christian Schienke

Arbeit am Sinn

Jean Pauls *Titan*

und das Reflexionspotential seiner Erzählprosa
im historischen und werkgeschichtlichen Kontext

AISTHESIS VERLAG

Bielefeld 2021

Diese Veröffentlichung lag dem Promotionsausschuss Dr. phil.
der Universität Bremen als Dissertation vor.
Gutachter: Prof. Dr. Thomas Althaus
Gutachter: Prof. Dr. Axel Dunker
Das Kolloquium fand am 4. März 2019 statt.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische
Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© Aisthesis Verlag Bielefeld 2021
Postfach 10 04 27, D-33504 Bielefeld
Lektorat: Hanns-Martin Rüter, Aisthesis Verlag
Satz: Germano Wallmann, www.geisterwort.de
Druck: MAJUSKEL MEDIENPRODUKTION GMBH, Wetzlar
Alle Rechte vorbehalten

Print ISBN 978-3-8498-1507-3
E-Book ISBN 978-3-8498-1508-0
www.aisthesis.de

Inhaltsverzeichnis

Einleitung	7
------------------	---

Erster Teil: Erkenntnistheorie und Literaturgeschichte

1. Wissensgeschichtlicher Paradigmenwechsel, literaturgeschichtliche Konsequenzen	15
Die Ablösung des rationalistischen Paradigmas: Pluralität der Perspektiven	15
Der Status des Romans im Gattungsgefüge der Aufklärung	29
Die Aufwertung der Gattung Roman I: Umstellungen	38
Die Aufwertung der Gattung Roman II: Herder und Schlegel	51
2. Katalysator des Wandels: Die <i>Tristram Shandy</i> -Rezeption und die Erneuerung des Romans aus dem Geist des Humors	63
Roman und Humor	63
<i>Tristram Shandy</i>	73
Das Textfeld I: Subversion der Konvention (Nicolai, Wezel, Müller)	93
Das Textfeld II: Radikalisierungen (Hippel, Wieland, Jean Paul)	125

Zweiter Teil: *Titan*

3. Jean Pauls Shandyismus: Poetologische Perspektiven	153
Rezeptionsgeschichtlicher Befund	153
Theoretische Dispositionen	161
Theorie als Praxis	174
Die werkgeschichtliche Stellung des <i>Titan</i>	182

4. Mikrostrukturelle Verfahren:	
Konzentration, Brüche, Perspektivgewinne	199
Der 45. Zykel des Titan	199
Überraschende Blickverschiebungen	217
5. Makrostrukturelle Verfahren I: ‚Gattungsverhandlungen‘	226
Bildungsroman und Staatsroman	226
Empfindsamer Roman, Theaterroman, Schauerroman	245
Philosophischer Roman und Schauerroman	261
6. Makrostrukturelle Verfahren II: Figurenkonstellationen	269
Lauter Titanen	269
Doppelgänger und Komplemente	274
7. Transtextuelle Verfahren: Werkinterne Intertextualität	284
Zusammenfassung und Ausblick	298
Literaturverzeichnis	301
Danksagung	314

Einleitung

Das Erkenntnisinteresse dieser Arbeit gilt Jean Pauls Erzählprosa.¹ Dieser wird im Grunde seit jeher eine markante Eigentümlichkeit attestiert. Das fängt bei Wertungen wie derjenigen Schillers an, dem Jean Pauls Werke wie die eines Autors anmuten, „der aus dem Mond gefallen“² sei, und setzt sich bis in die Gegenwart in populären literaturgeschichtlichen Einordnungen fort, die Jean Paul als eine singuläre Erscheinung begreifen, die sich keiner der literarischen Strömungen der Jahrhundertwende 1800 so richtig zuordnen lässt.³ Der Ausgangspunkt dieser Arbeit ist daher das hermeneutische Verlangen, die spezifische ästhetische Beschaffenheit von Jean Pauls Erzählprosa – das, was man ihre Schreibweise⁴ nennen kann und zum Befund der

-
- 1 Jean Pauls Werke werden im Rahmen dieser Arbeit zitiert nach der Ausgabe Jean Paul: Sämtliche Werke. Hg. v. Norbert Miller, Wilhelm Schmidt-Biggemann. Darmstadt 2000. Nachweise erfolgen mit der Sigle SW unter Angabe von Abteilung/Band und Seitenzahl im fortlaufenden Text. Briefe und Notizen Jean Pauls, die in dieser Ausgabe nicht enthalten sind, werden zitiert nach der Ausgabe Jean Pauls Sämtliche Werke. Historisch-kritische Ausgabe. Hg. v. Eduard Berend u. a. Weimar, Berlin 1927ff. Die Nachweise erfolgen in diesen Fällen mit der Sigle HKA unter Angabe von Abteilung/Band und Seitenzahl ebenfalls im fortlaufenden Text. Zitate und Bezugnahmen auf die Kommentarteile der herangezogenen Ausgaben werden hingegen in den Fußnoten nachgewiesen.
 - 2 Friedrich Schiller: An Johann Wolfgang von Goethe, d. 28.6.1796. In: F. S.: Briefe II. 1795-1805. Hg. v. Norbert Oellers (F. S.: Werke und Briefe in zwölf Bänden. Bd. 12). Frankfurt/M. 2002, S. 174-176, hier S. 176.
 - 3 So heißt es in einer 2012 erschienenen Jean-Paul-Biographie gleich in der Einleitung: „Zudem verweigert sich Jean Pauls Werk jeglicher schablonenhaften Zuordnung und literarischen Kanonisierung“ (Michael Zaremba: Jean Paul. Dichter und Philosoph. Eine Biographie. 2. Aufl. Köln, Weimar, Wien 2012, S. 13). Die Debatte über die Frage von Jean Pauls literaturhistorischer Klassifizierbarkeit wird auch in der Forschung geführt (vgl. die Übersicht in Dorothea Böck: Grundzüge der literarischen Periode – Struktur des künstlerischen Werks. Zu Problemen der Jean-Paul-Interpretation. In: Kunstperiode. Studien zur Literatur des ausgehenden 18. Jahrhunderts. Hg. v. Peter Weber u. a. Berlin 1982, S. 177-209, hier v. a. S. 177-179).
 - 4 Rüdiger Zymner: Manierismus. Zur poetischen Artistik bei Johann Fischart, Jean Paul und Arno Schmidt. Paderborn 1995, S. 61 definiert den Begriff Schreibweise wie folgt: „Eine ‚Schreibweise‘ ist die gleichartige Funktion verschiedenartiger Elemente in verschiedenartigen Texten“. Entscheidend ist dabei der Gedanke der Funktion, den Zymner in Anlehnung an Harald Fricke als „*Dispositionsbegriff*“ (S. 62) verstanden wissen will. Fricke schreibt: „Daß eine sprachliche Besonderheit in einem bestimmten Text eine bestimmte Funktion hat, läßt sich nicht direkt beobachten, sondern nur indirekt ermitteln – durch den Nachweis

Besonderheit reizt – zu verstehen, um sie dann verständlich zu machen. Zentraler Gegenstand der Analyse ist dabei der *Titan* (1800-03). Diese Konzentration folgt der Selbsteinschätzung Jean Pauls, der den *Titan* als seinen „grosse[n] Kardinal- und Kapitalroman“ (HKA III/2, 110) bezeichnet. Das berechtigt zu der Annahme, dass sich gerade in diesem Text die zentralen literarästhetischen Dispositionen Jean Pauls in besonderem Maße Ausdruck verschaffen.

Die Vorgehensweise dieser Arbeit kombiniert die literaturhistorische Kontextualisierung von Jean Pauls Schreiben im Konvergenzfeld erkenntnisphilosophischer und romantheoretischer Diskurse des 18. und frühen 19. Jahrhunderts mit einer textnahen Analyse des *Titan*. Dem liegt die Überzeugung zugrunde, dass literarische Texte historisch bedingt sind: Sie lassen sich eben nur dann adäquat verstehen lassen, wenn man die Bedingungen ihrer Genese in Rechnung stellt. Die dahinterstehende Überlegung ist eine, die sich den Methodologien annähert, die unter Bezeichnungen wie ‚Diskursanalyse‘, ‚New Historicism‘ oder ‚Kulturpoetik‘ bekannt sind: Literarische Texte können zwar als intentional geformte Produkte ihrer Verfasser gelesen werden, diese Intentionen selbst aber stellen Aussagemöglichkeiten dar, die sich jeweils aus diskursiven Regeln ergeben, die historisch variabel sind. Diese Regeln können sich durchaus der Verfügungsgewalt des Subjekts entziehen, dessen bewussten Entscheidungsprozessen vorgelagert sein, – mit Foucault gesprochen – ein „*positives Unbewußtes*“⁵ darstellen. Literarische Texte als historisch bedingt zu verstehen heißt demnach auch (und vielleicht vor allem), ihre intentionale Gemachtheit als Ergebnis im eben angedeuteten Sinne diskursgeschichtlicher Prozesse zu begreifen.

Aus diesen theoretischen Überlegungen entspringt auch der grundlegende Ausgangspunkt dieser Arbeit: Sie geht davon aus, dass die spezifische ästhetische Beschaffenheit von Jean Pauls Erzählprosa auf Intentionen Jean Pauls beruht, die aufgrund von diskursgeschichtlichen Verschiebungen als Aussagemöglichkeiten historisch zutage treten. Dabei knüpft sie auch an eine Beobachtung an, die von so unterschiedlichen Geschichtstheoretikern wie Michel Foucault oder Reinhart Koselleck geteilt wird: dass in den Jahrzehnten um 1800 eine einschneidende ‚Diskontinuität‘ (Foucault) statt hat; die Epoche mithin eine transformative ‚Sattelzeit‘ (Koselleck) für die

nämlich, daß Textmerkmale dieses Typs generell geeignet sind, in vergleichbaren Kontexten diese bestimmte Wirkung zu erzielen“ (Harald Fricke: Norm und Abweichung. Eine Philosophie der Literatur. München 1981, S. 90). Im Rückgriff darauf bezeichnet die Rede von Jean Pauls Schreibweise in dieser Arbeit den funktionalen Zusammenhang der literarästhetischen Verfahren, die Jean Pauls Erzählprosa im Sinne einer bestimmten Wirkungsabsicht konstituieren.

5 Michel Foucault: Die Ordnung der Dinge. Eine Archäologie der Humanwissenschaften. Frankfurt/M. 1974, S. 11.

Genese der Moderne bildet.⁶ Ein bedeutender Aspekt dieses Umbruchs ist auch eine Tendenz zur Pluralisierung, zur sukzessiven Abdankung ganzheitlicher Ordnungsvorstellungen, die sich auf Gott oder die Vernunft als absoluten Maßstab der Sinnstiftung berufen. Stattdessen stehen nun verschiedene Sinnstiftungsoptionen gleichberechtigt nebeneinander. Dem modernen Bewusstsein eröffnen sich damit zwar nahezu unbeschränkte Räume des Denkens, aber nur um den Preis eines unter Umständen fatalen Orientierungsverlusts.⁷ Ein wesentliches Ziel dieser Arbeit ist daher, Jean Pauls Erzählprosa vor diesem Hintergrund auch als Dokument des diskursgeschichtlichen Übergangs in die eben auch schon an dieser Stelle heraufziehende Moderne zu lesen.

Dabei sollen die folgenden beiden Thesenkomplexe plausibilisiert werden:

(1) Die Schreibweise Jean Pauls beruht auf der Auseinandersetzung mit einer Wahrnehmungsweise, die als Folge der eben beschriebenen Umstellungen vor der Frage steht, wie und unter welchen Bedingungen überhaupt noch Orientierungsangebote möglich sind, die über ein bloß Partikulares hinausgehen. Ihre Spezifik gewinnt sie durch ihre widerstreitenden Voraussetzungen: Einerseits kann sich Jean Pauls Schreiben der Evidenz für den ungeordneten Charakter der Welt nicht entziehen, andererseits ist es von der Überzeugung durchdrungen, dass das Bedürfnis nach einem welterklärenden höheren Sinn die zentrale menschliche Qualität darstellt und deshalb nicht einfach beiseite geschoben werden kann. Die Konsequenz daraus ist, dass die zur Befriedigung des ganzheitlichen Sinnbedürfnisses notwendige allumfassende Synthese in einer paradoxen Wendung dann nicht mehr durch

6 Vgl. Foucault: Die Ordnung der Dinge (wie Anm. 5), S. 25: „Nun hat aber diese archäologische Untersuchung zwei große Diskontinuitäten in der *episteme* der abendländischen Kultur freigelegt, die, die das klassische Zeitalter in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts einleitet, und die, die am Anfang des neunzehnten Jahrhunderts die Schwelle unserer modernen Epoche bezeichnet“; Reinhart Koselleck: Einleitung. In: Geschichtliche Grundbegriffe. Historisches Lexikon zur politisch-sozialen Sprache in Deutschland. Bd. 1. Hg. v. Otto Brunner, Werner Conze, R. K. Stuttgart 1972, S. XIII-XXVII, hier S. XV: „Der *heuristische Vorgriff* der Lexikonarbeit besteht in der Vermutung, daß sich seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts ein tiefgreifender Bedeutungswandel klassischer *topoi* vollzogen, daß alte Worte neue Sinngelhalte gewonnen haben, die mit Annäherung an unsere Gegenwart keiner Übersetzung mehr bedürftig sind. Der heuristische Vorgriff führt sozusagen eine ‚Sattelzeit‘ ein, in der sich die Herkunft zu unserer Präsenz wandelt.“

7 Vgl. Sascha Michel: Ordnungen der Kontingenz. Figurationen der Unterbrechung in Erzähldiskursen um 1800 (Wieland – Jean Paul – Brentano). Tübingen 2006, hier v. a. S. 35-68, der diesen Befund ebenfalls zugrunde legt und literaturgeschichtlich mit Blick auf Phänomene der Erzählprosa um 1800 fruchtbar macht.

die Nivellierung der Heterogenität alles Einzelnen erreicht werden kann, sondern zwingend unter der Voraussetzung des Ausstellens eben dieser Heterogenität stattzufinden hat. Jean Pauls Schreibweise zielt demnach darauf, gegen die von ihm empfundene und aus seiner Sicht inakzeptable Beliebigkeit der Orientierungsangebote anzuschreiben, ohne die Zulässigkeit divergenter Weltdeutungs- und Sinnstiftungsmöglichkeiten einfach zu bestreiten. Ihr zentrales Prinzip ist dabei die überraschende Grenzüberschreitung zwischen eigentlich Gegensätzlichem, Widersprüchlichem, Unvereinbarem. Solche Effekte sollen dazu dienen, eine wie auch immer geartete definitive Ordnung der Dinge wenigstens punktuell erahnbar zu machen. Bemerkenswert daran ist, dass die literarästhetischen Verfahren, die Jean Paul in diesem Zusammenhang konkret in Anschlag bringt und auch theoretisch reflektiert, von einer produktiven Rezeption der Schreibweise zeugen, die Laurence Sterne mit seinem Roman *Life and Opinions of Tristram Shandy, Gentleman* (1759-67) entwickelt.

(2) Gerade dieser letzte Punkt zeigt, dass Jean Pauls Erzählprosa trotz ihrer Idiosynkrasien an einer breiteren literaturgeschichtlichen Strömung um 1800 teilhat: Die Sterne-Rezeption erlebt in der deutschsprachigen Literatur der Jahrzehnte um 1800 eine regelrechte Hochkonjunktur. Dabei handelt es sich in weiten Teilen um durchaus mehr als nur eine literarische Mode, die mit der Hoffnung auf ökonomischen Erfolg einhergeht. Die Hochphase der deutschsprachigen Sterne-Rezeption setzt um 1770 nämlich genau in der oben beschriebenen diskursgeschichtlichen Umbruchsituation ein, die die Möglichkeit einer auf Diskohärenz und Heterogenität abgestellten Welterfahrung eröffnet. Diese Möglichkeit führt einerseits zur Aufwertung der Gattung Roman: Wurde dieser bis dahin aufgrund ihrer Formlosigkeit der künstlerische Wert abgesprochen, erscheint sie nun gerade deswegen als die zeitgemäße literarische Form schlechthin. Andererseits befördern die diskursgeschichtlichen Umstellungen aber auch die Art und Weise, wie Romane geschrieben werden: In der avancierten Romanprosa der Zeit rückt nun gezielt die Auseinandersetzung mit Fragen der narrativen Kohärenz ins Zentrum. Gerade in diesem Textfeld ist aber die Bezugnahme auf Sterne und den *Tristram Shandy* stark verbreitet. Sternes Romanästhetik erscheint einer ganzen Reihe von Autoren als Vorbild für Schreibweisen, die sich an dem von ihnen als zeitgemäß erkannten Pluralitätsparadigma abarbeiten. Sofern sich auch Jean Pauls Sterne-Rezeption in diesen Zusammenhang einfügt, partizipiert er damit aber eben auch an der Entstehung eines modernen Typs Roman im Kontext von Spätaufklärung, Klassik und Romantik, der auf die Diskussion der nunmehr als drängend empfundenen Ordnungs- und Sinnstiftungsfragen zugerichtet ist.

Die Gliederung der vorliegenden Arbeit folgt der eingangs in Aussicht gestellten Zweiteilung in eine diskursgeschichtlich grundierte literaturhistorische Kontextualisierung und eine textnahe Analyse des exemplarisch für

Jean Pauls Erzählprosa einstehenden *Titan*. Die Kontextualisierung dient dabei als Fundament der *Titan*-Analyse.

Im ersten Teil der Arbeit, *Erkenntnistheorie und Literaturgeschichte*, werden dementsprechend zunächst die diskursiven Möglichkeitsbedingungen von Jean Pauls literarischer Ästhetik erläutert: Den Schwerpunkt bildet dabei die Analyse der Ablösung systemrationalistischer Ordnungsvorstellungen in der Philosophie des 18. Jahrhunderts als Ausgangspunkt für die poetologische Aufwertung und den damit verbundenen Wandel der Gattung Roman in der deutschsprachigen Literatur. In diesem Zusammenhang wird auch herausgearbeitet, warum hier vor allem der *Tristram Shandy* als Vorbild für neue Romanschreibweisen im Zeichen struktureller Offenheit fungiert. Er wird als das gelungenste literarische Produkt einer der britischen Kultur eigenen humoristischen Lebensart gelesen, die die Potentiale und Probleme, die aus der Abkehr vom rationalistischen Systemdenken folgen, radikal ernst nimmt. Ergänzt wird diese Erläuterung der diskursgeschichtlichen Voraussetzungen von Jean Pauls Schreibweise durch eine Darstellung des Textfeldes der deutschsprachigen *Tristram Shandy*-Rezeption. Diese konzentriert sich auf die Analyse einiger prägnanter Textbeispiele, an denen die Überschneidungen von deutschsprachigem Shandyismus und gattungsgeschichtlichem Wandel sichtbar werden: Friedrich Nicolais *Leben und Meinungen des Herrn Magister Sebaldus Nothanker* (1773-76), Johann Karl Wezels *Lebensgeschichte Tobias Knauts des Weisen, sonst der Stammler genannt. Aus Familiennachrichten gesammelt* (1773-76), Johann Gottwerth Müllers *Siegfried von Lindenberg* (1779; erweiterte Auflage 1781/82), Theodor Gottlieb von Hippels *Lebensläufe nach aufsteigender Linie nebst Beylagen A,B,C* (1778-81) und Christoph Martin Wielands *Sokrates mainomenos oder die Dialogen des Diogenes von Sinope* (1770). Dieser Blick auf konkrete Texte jenseits von Jean Pauls Werk verdeutlicht zum einen, dass seine Schreibweise nicht als singuläres Erzeugnis eines besonders avancierten Bewusstseins zu lesen ist, sondern als Element einer breiten literaturgeschichtlichen Diskursformation. Zum anderen dient er dazu, den Ort von Jean Pauls Schreibweise im Rahmen dieser Formation genauer zu bestimmen.

Im zweiten Teil dieser Arbeit, schlicht *Titan* betitelt, wird die diskursgeschichtliche Positionsbestimmung von Jean Pauls Schreibweise in eine detaillierte Analyse seines Hauptwerks überführt. Von einer Beschreibung der zentralen Prämissen von Jean Pauls literarischem Schreiben ausgehend, die sein durch die im ersten Teil entwickelten Problemzusammenhänge motiviertes Interesse an Laurence Sternes Romanästhetik deutlich macht, werden am Beispiel des *Titan* eine Reihe typischer, auf die produktive Auseinandersetzung mit dieser Ästhetik rückführbarer Verfahren von Jean Pauls Schreibweise beschrieben und untersucht. Diese kommen auf verschiedenen Ebenen des Romans zum Tragen: Sie greifen neben der rhetorisch-syntaktischen Mikrostruktur und der textuell-narrativen Makrostruktur durch zahlreiche

intertextuelle Verschränkungen auch transtextuell⁸ auf andere Romane und Erzählungen Jean Pauls aus und erzeugen so eine übergeordnete Metastruktur des Gesamtwerks. Dieses Ausgreifen über den einzelnen Roman hinaus kann dann selbst als typisches, von der Sterne-Rezeption angeregtes Verfahren von Jean Pauls Schreibweise aufgefasst werden, in dem sich einmal mehr das Bemühen Ausdruck verschafft, das Unbehagen an einer Welt, die ohne erkennbaren letzten Sinn erscheint, literarisch zu bannen.

Abschließend werden die Ergebnisse der Arbeit noch einmal zusammengefasst und perspektiviert.

8 Als Transtextualität wird hier im Sinne Gérard Genettes die „textuelle Transzendenz [eines] Textes“ aufgefasst, die „ihn in eine manifeste oder geheime Beziehung zu anderen Texten bringt“ (Gérard Genette: *Palimpseste. Die Literatur auf zweiter Stufe*. Frankfurt/M. 1993, S. 9).

Erster Teil: Erkenntnistheorie und Literaturgeschichte

Ich weiß, daß meine Philosophie nicht mehr die Philosophie der Zeiten ist. Die Meinige hat noch allzusehr den Geruch jener Schule, in welcher ich mich gebildet habe und die in der ersten Hälfte des Jahrhunderts vielleicht allzu eigenmächtig herrschen wollte. Despotismus von jeder Art reizt zur Widersetzlichkeit. Das Ansehen dieser Schule ist seitdem gar sehr gesunken und hat das Ansehen der spekulativen Philosophie überhaupt mit in seinen Verfall gezogen. Die besten Köpfe Deutschlands sprechen seit kurzem von aller Spekulation mit schnöder Wegwerfung. Man dringet durchgehends auf Tatsachen, hält sich bloß an Evidenz der Sinne, sammelt Beobachtungen, häuft Erfahrungen und Versuche, vielleicht mit allzugroßer Vernachlässigung der allgemeinen Grundsätze.

*Moses Mendelssohn, Morgenstunden
oder Vorlesungen über das Dasein Gottes*

1. Wissensgeschichtlicher Paradigmenwechsel, literaturgeschichtliche Konsequenzen

Die Ablösung des rationalistischen Paradigmas: Pluralität der Perspektiven

Nachdem Georg Forsters Bericht über die zweite Weltumsegelung James Cooks in den Jahren 1772 bis 1775 unter dem Titel *A Voyage round the World 1777* zunächst auf Englisch erschienen war, folgte von 1778 bis 1780 auch eine deutschsprachige Ausgabe. In der Vorrede dieser *Reise um die Welt* äußert sich Forster auch zu den Absichten, die er mit seiner Reisebeschreibung verfolgt. Er hatte seinen Vater Johann Reinhold Forster, der an Cooks zweiter Fahrt im Auftrag der britischen Regierung als „*Naturkundiger*“⁹ teilnahm, auf dieser Expedition begleitet. Der ältere Forster war dabei seinem Sohn Georg zufolge allerdings nicht nur damit beauftragt, „Unkraut [zu] trocken und Schmetterlinge [zu] fangen“¹⁰ – vielmehr sollte er

alle seine Talente in diesem Fache anwenden und *keinen* erheblichen Gegenstand unbemerkt lassen [...]. Mit einem Wort, man erwartete von ihm eine *philosophische Geschichte der Reise*, von Vorurtheil und gemeinen Trugschlüssen frey, worinn er seine Entdeckungen in der Geschichte des Menschen, und in der Naturkunde überhaupt, ohne Rücksicht auf willkührliche Systeme, blos nach allgemeinen menschenfreundlichen Grundsätzen darstellen sollte; das heißt, eine Reisebeschreibung, dergleichen der gelehrten Welt bisher noch keine war vorgelegt worden.¹¹

Der Reisebericht, den sein Vater nach der Rückkehr nach England vorgelegt habe, so Georg Forster weiter, sei dann aber von der Admiralität trotz mehrfacher Überarbeitung und einer letztlichen Reduktion des Ganzen auf „einzelne philosophische Bemerkungen“¹² abgelehnt worden. „Vielleicht“, so spekuliert der Sohn, „wollte man ihm [sic!] durch diese Begegnung fühlen lassen, daß er ein Ausländer sey; vielleicht fand man, selbst in den wenigen Reflexionen, die er vermöge des Vergleichs noch gewagt hatte, seine Denkungsart zu philosophisch-frey, vielleicht ist es auch das Interesse eines dritten gewesen, ihm das Geschenk des Admiralitäts-Collegii völlig zu entziehen.“¹³

9 Georg Forster: *Reise um die Welt*. 1. Teil. Hg. v. d. Deutschen Akademie der Wissenschaften zu Berlin (Georg Forsters Werke. Sämtliche Schriften, Tagebücher, Briefe. Bd. 2). Berlin 1965, S. 7.

10 Forster: *Reise um die Welt* (wie Anm. 9), S. 7.

11 Forster: *Reise um die Welt* (wie Anm. 9), S. 7f.

12 Forster: *Reise um die Welt* (wie Anm. 9), S. 9.

13 Forster: *Reise um die Welt* (wie Anm. 9), S. 9.

Wie dem auch gewesen sein mag – Georg Forster nennt das missliche Geschick seines Vaters jedenfalls als Grund dafür, „wenigstens einen Versuch zu wagen, *an seiner Stelle* eine philosophische Reisebeschreibung zu verfertigen.“¹⁴ Sofern er sich damit aber dem Geist des Auftrags verpflichtet, mit dem die britische Regierung den älteren Forster ursprünglich ausgestattet hatte, strebt er einen wissenschaftlich vorurteilsfreien Expeditionsbericht an. Er intendiert für seine *Reise um die Welt* eine Darstellung, die sich eminent gegen die Ein- und Anordnung der im Verlauf der Weltumseglung angehäuften Wissensbestände im Rahmen vorgefasster Systeme sperrt.

Diese Feststellung ist keineswegs unwesentlich. Sie platziert den Text inmitten des zentralen wissensgeschichtlichen Umbruchs, der sich ab der Mitte des 18. Jahrhunderts vollzieht: der Ablösung des rationalistischen Paradigmas, Wissen in Hierarchien und Systeme einzubinden, die sich dem Vernunftideal integrieren lassen, durch einen Pluralismus auch widersprüchlicher Wissensordnungen, die eine solche Integrationsleistung eben nicht mehr gestatten. Deutlich wird dieser Bezugsrahmen in Forsters Vorrede darin, dass er für die angestrebte Reisebeschreibung gerade dadurch, dass sie „ohne Rücksicht auf willkürliche Systeme“¹⁵ auskommen soll, in Anspruch nimmt, dass sie lediglich „allgemeinen menschenfreundlichen Grundsätzen“¹⁶ folgen wird. Denn damit verweist er direkt auf die ideologische Aporie des Humanitätsideals eines allzu optimistischen Aufklärungs-rationalismus: Vernunft und Moral fallen dort stets zusammen; wer seiner Vernunft gemäß handelt, handelt am Ende auch immer moralisch.¹⁷ Diesem

14 Forster: *Reise um die Welt* (wie Anm. 9), S. 9.

15 Forster: *Reise um die Welt* (wie Anm. 9), S. 8.

16 Forster: *Reise um die Welt* (wie Anm. 9), S. 8.

17 Erkennbar auch noch bei Kant darin, wie er seine Moralphilosophie in der *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten* entwickelt. Als ‚Metaphysik‘ fasst Kant die von jeglicher Erfahrung (Empirie) unabhängige Theorie, also die Erkenntnis aus reiner Vernunft auf: „Man kann alle Philosophie, so fern sie sich auf Gründe der Erfahrung fußt, *empirische*, die aber, so lediglich aus Prinzipien a priori ihre Lehren vorträgt, *reine* Philosophie nennen. Die letztere, wenn sie bloß formal ist, heißt *Logik*; ist sie aber auf bestimmte Gegenstände des Verstandes eingeschränkt, so heißt sie *Metaphysik*“ (Immanuel Kant: *Grundlegung zur Metaphysik der Sitten*. In: I. K.: *Schriften zur Ethik und Religionsphilosophie*. Hg. v. Wilhelm Weischedel [Werke. Bd. 4]. Frankfurt/M. 1956, S. 7-102, hier S. 11f.). Dass auf ein sittliches Gesetz nur durch reine Vernunft geschlossen werden könne, ergibt sich laut Kant aus folgender Überlegung: „Jedermann muß eingestehen, daß ein Gesetz, wenn es moralisch, d. i. als Grund einer Verbindlichkeit, gelten soll, absolute Notwendigkeit bei sich führen müsse; daß das Gebot: du sollst nicht lügen, nicht etwa bloß für Menschen gelte, andere vernünftige Wesen sich aber daran nicht zu kehren hätten; und so alle übrige eigentliche Sittengesetze; daß mithin der Grund der Verbindlichkeit hier nicht in der Natur des Menschen, oder den Umständen in der Welt, darin er gesetzt

Gedanken verpflichtet, ist dann auch der rationalistisch-systemischen Organisation von Wissen eine moralische Dimension inhärent. Daran, dass dieser Kurzschluss von Rationalität auf Moral sich keineswegs immer als zwingend erweist, reibt sich die Aufklärung zwar schon vor Forster¹⁸ – aber Forster legt den Finger eben auch in die Wunde, wenn er in seiner Formulierung die Willkürlichkeit vorgefasster Systeme gegenüber der Idee allgemeiner humaner Grundsätze ausspielt.

Auch der Fortgang der Vorrede unterstreicht die Einschätzung, dass hier ein wissenschaftlicher Paradigmenwechsel reflektiert wird. Neben der Entstehungsgeschichte der *Reise um die Welt* beinhaltet sie nämlich auch noch eine Rechtfertigung Forsters vor der Tatsache, dass ihr Gegenstand eigentlich schon durch einen anderen Bericht abgedeckt wird. Es lag nämlich bereits eine Darstellung vor, die man „aus den Papieren des Capitain Jacob Cook zusammengetragen“¹⁹ hatte: „Beym ersten Anblick“, so Forster dazu, „können vielleicht zwei Nachrichten von einer und derselben Reise überflüssig scheinen; allein man muß in Erwägung ziehen, daß sie aus einer Reihe wichtiger Vorfälle bestehen, welche immer durch die verschiedene Erzählung zweyer Personen in stärkeres Licht gesetzt werden.“²⁰ Die Existenz zweier Beschreibungen derselben Reise wird hier also durch die Subjektivität ihrer Verfasser legitimiert, denen wegen ihrer unterschiedlichen Aufgaben an Bord auch ganz unterschiedliche Perspektiven auf die Geschehnisse zugesprochen werden können: „auch waren unsre Beschäftigungen im Haven sehr verschieden: Capitain *Cook* hatte alle Hände voll zu thun, um das Schiff mit Lebensmitteln zu versehen und wieder in Stand zu setzen; dagegen ich

ist, gesucht werden müsse, sondern a priori lediglich in Begriffen der reinen Vernunft, und daß jede andere Vorschrift, die sich auf Prinzipien der bloßen Erfahrung gründet, und sogar eine in gewissem Betracht allgemeine Vorschrift, so fern sie sich dem mindesten Teile, vielleicht nur einem Bewegungsgrund nach, auf empirische Gründe stützt, zwar eine praktische Regel, niemals aber ein moralisches Gesetz heißen kann“ (S. 13). Der berühmte kategorische Imperativ, dessen Grundformel ja lautet, dass man nur nach derjenigen Maxime handeln solle, von der man zugleich wollen kann, „daß sie ein allgemeines Gesetz werde“ (S. 51), kann demnach als Versuch gedeutet werden, vernünftiges und moralisches Handeln miteinander in eins zu setzen.

18 Ein bereits sehr frühes literarisches Beispiel für die Reflexion dieser Problematik findet sich in Johann Elias Schlegels frühaufklärerischer Bearbeitung des antiken Tragödienstoffs der *Trojanerinnen* (1747). Formal noch dem aus dem französischen Klassizismus entlehnten gottschedischen Tragödienparadigma verpflichtet, spitzt Schlegels Text den Stoff auf den Konflikt zwischen vernünftigem und moralischem Handeln zu und hebt so den instrumentellen Charakter der Vernunft hervor. Damit stellt er das ideologische Problem der Aufklärung schon aus, als diese sich gerade erst etabliert.

19 Forster: *Reise um die Welt* (wie Anm. 9), S. 10.

20 Forster: *Reise um die Welt* (wie Anm. 9), S. 10.

den mannigfaltigen Gegenständen nachgieng, welche die Natur auf dem Lande ausgestreuet hatte²¹. Daran schließt Forster dann auch noch die folgende Bemerkung an:

Die Philosophen dieses Jahrhunderts, denen die anscheinenden Widersprüche verschiedner Reisenden sehr misfielen, wählten sich gewisse Schriftsteller, welche sie den übrigen vorzogen, ihnen allen Glauben beymaßen, hingegen alle andre für fabelhaft ansahen. Ohne hinreichende Kenntniß warfen sie sich zu Richtern auf, nahmen gewisse Sätze für wahr an, (die sie noch dazu nach eigenem Gutdünken verstellten,) und bauten sich auf diese Art Systeme, die von fern ins Auge fallen, aber, bey näherer Untersuchung, uns wie ein Traum mit falschen Erscheinungen betrügen. Endlich wurden es die Gelehrten müde, durch Declamation und sophistische Gründe hingerissen zu werden, und verlangten überlaut, daß man doch nur Thatsachen sammeln sollte. Ihr Wunsch ward erfüllt; in allen Welttheilen trieb man Thatsachen auf, und bey dem Allem stand es um ihre Wissenschaft nichts besser. Sie bekamen einen vermischten Haufen loser einzelner Glieder, woraus sich durch keine Kunst ein Ganzes hervorbringen ließ; und indem sie bis zum Unsinn nach *Factis* jagten, verlohren sie jedes andre Augenmerk, und wurden unfähig, auch nur einen einzigen Satz zu bestimmen und zu abstrahieren; so wie jene Mikrologen, die ihr ganzes Leben auf die Anatomie einer Mücke verwenden, aus der sich doch für Menschen und Vieh nicht die geringste Folge ziehen läßt. Außerdem haben selten zween Reisende einerley Gegenstand auf gleiche Weise gesehen, sondern jeder gab, nach Maßgabe seiner Empfindung und Denkungsart, eine besondere Nachricht davon. Man mußte also erst mit dem Beobachter bekannt seyn, ehe man von seinen Bemerkungen Gebrauch machen konnte. Ein Reisender, der nach meinem Begriff alle Erwartungen erfüllen wollte, mußte Rechtschaffenheit genug haben, einzelne Gegenstände richtig und in

21 Forster: Reise um die Welt (wie Anm. 9). Zu dem Bericht, der auf Cooks Tagebüchern basiert, merkt Forster zudem noch an, dass er nicht von Cook selbst publikationsfähig gemacht wurde und gewisse Auslassungen macht, die auf eine Zensur hindeuten: „Die Geschäftigkeit des Capitain *Cook* und sein unermüdeter Entdeckungsgeist haben ihn abermals gehindert, den Abdruck seines Tagebuchs selbst zu besorgen; er hat also auch jetzt wieder einen Dollmetscher annehmen müssen, der an seiner Statt mit dem Publikum reden könnte. Außer dieser Unannehmlichkeit hat seine Beschreibung gegenwärtiger Reise noch einen andern Fehler mit der vorigen gemein, diesen nemlich, daß aus derselben, *auf gut französisch*, manche Umstände und Bemerkungen weggelassen worden, die man auf eine oder die andre Art für nachtheilig ansah. Ein höherer Befehl blies den Herrn von *Bougainville* von der Insel *Juan Fernandez* weg und brachte die englischen Kanonen zum Stillschweigen, als die *Endeavour* die portugiesische Festung auf *Madera* beschoß. Ohne mich weiter in diese Vergleichung einzulassen, will ich nur bemerken, daß aus dem bishergesagten genugsam abzunehmen, wie die Authenticität einer Reisebeschreibung beschaffen seyn kann, die vor dem Abdruck *Censur* und *Verstümmelung* über sich ergehen lassen muß!“ (S. 12).

ihrem wahren Lichte zu beobachten, aber auch Scharfsinn genug, dieselben zu verbinden, allgemeine Folgerungen daraus zu ziehen, um dadurch sich und seinen Lesern den Weg zu neuen Entdeckungen und künftigen Untersuchungen zu bahnen.

Mit solchen Begriffen gieng ich zur letzten Reise um die Welt zu Schiffe, und sammlete, so viel es Zeit, Umstände und Kräfte gestatten wollten, den Stoff zu gegenwärtigem Werke. Ich habe mich immer bemühet, die Ideen zu verbinden, welche durch verschiedene Vorfälle veranlaßt wurden. Meine Absicht dabey war, die Natur des Menschen so viel möglich in mehreres Licht zu setzen, und den Geist auf den Standpunkt zu erheben, aus welchem er einer ausgebreiterten Aussicht genießt, und die Wege der Vorsehung zu bewundern im Stande ist. Nun kommt es freylich darauf an, wie fern mir dieser Versuch gelungen sey oder nicht; doch habe ich das Zutrauen, man werde meine gute Absicht nicht verkennen.²²

Was hier geboten wird, ist im Grunde eine auf erkenntnistheoretische Fragen und Problemstellungen abgestellte Kurzfassung der Philosophiegeschichte des 18. Jahrhunderts. Zunächst wird festgestellt, dass sich das rationalistische Paradigma, Wissenssysteme zu bilden, überlebt hat – und zwar weil es des Primates der Vernunftgründe wegen, die diese Systembildung begleiten, auch dort Homogenität erzwingen will, wo die empirische Evidenz eigentlich auf Heterogenität hinweist. So entstehen Systeme, die im Großen und Ganzen vielleicht belastbar sind, sich im Detail aber in Widersprüche verstricken, die also „von ferne ins Auge fallen, aber, bey näherer Untersuchung, uns wie ein Traum mit falschen Erscheinungen betrügen.“ Aus diesem Ungenügen rationaler Wissenssysteme folgt eine erkenntnisphilosophische Gegenbewegung: die Orientierung an der reinen Empirie, die auf die Notwendigkeit der Konstruktion von Wissensordnungen aus beobachtbaren Fakten abhebt. Aber auch diese bringt ein Problem mit sich. Indem man nämlich nur noch auf den jeweils konkret sich manifestierenden Einzelfall schaut, läuft man Gefahr, am Ende nur noch Heterogenität wahrzunehmen – im Detail ist eben alles von allem verschieden. Die Orientierungshilfe, die das rationale System trotz seiner Unzulänglichkeit geboten hat, geht damit verloren. Man bekommt „einen vermischten Haufen loser einzelner Glieder, woraus sich durch keine Kunst ein Ganzes hervorbringen“ lässt, und wird „unfähig, auch nur einen einzigen Satz zu bestimmen und zu abstrahieren“.

Aus diesem Orientierungsverlust folgert Forster nun allerdings nicht, dass es besser wäre, wieder auf das rationalistische Paradigma zurückzufallen. Er versucht vielmehr, die Problematik beider Konzepte aufzuheben, indem er einen idealen Beobachter konstruiert. Dieser müsste sowohl dazu in der Lage sein, die Heterogenität im Detail, also die „einzelne[n] Gegenstände richtig und in ihrem wahren Lichte“ wahrzunehmen, als auch dazu, diese

22 Forster: *Reise um die Welt* (wie Anm. 9), S. 12-14.

Wahrnehmungen zueinander in Beziehung zu setzen, d. h. „allgemeine Folgerungen daraus zu ziehen“. Diesem Ideal möchte Forster in seiner Beschreibung von Cooks zweiter Weltumseglung nacheifern – in dem Bewusstsein allerdings, dass es sich hierbei eben um ein Ideal handelt, das er folglich auch kaum erreichen wird; mit dem Zutrauen aber immerhin, dass man seine „gute Absicht nicht verkennen“ werde. Forster reflektiert hier also nicht nur einen wissenschaftlichen Paradigmenwechsel und die damit verbundenen Problematiken, er äußert auch den Willen, sich an letzteren abzarbeiten.

Zu berücksichtigen ist bei alledem, dass Forsters *Reise um die Welt* aus einer britischen Expedition hervorgegangen ist und – wie eingangs schon erwähnt wurde – zunächst in englischer Sprache in Großbritannien publiziert wurde, bevor sie in deutscher Bearbeitung auf den Buchmarkt kam. Forster selbst war bereits im August 1766 im Alter von zwölf Jahren gemeinsam mit seinem Vater nach London übergesiedelt. Gerade dieser Umstand macht die Vorrede zur *Reise um die Welt* für diese Arbeit interessant: Augenscheinlich entstand Forsters Reisebericht nämlich in einem Umfeld, in dem der wissenschaftliche Umbruch, der darin reflektiert wird, gar nicht so radikal spürbar gewesen ist. Anders als im deutschsprachigen Raum, in dem der erkenntnistheoretische Diskurs von der recht ausdauernden Beharrlichkeit der rationalistischen Schulphilosophie Christian Wolffs geprägt wurde²³, kennt die britische Philosophiegeschichte des 18. Jahrhunderts keinen in gleicher Weise ausgeprägten Rationalismus. Hier dominieren – ein Blick auf die ‚großen‘ Namen verrät es – ganz deutlich Entwürfe, die den Grund der Erkenntnis in der empirischen Erfahrung sehen: Locke, Berkeley, Hume.²⁴ So gesehen erweist sich die Vorrede zur *Reise um die Welt* vor allem

23 Zwar hat die wolffsche Philosophie „[u]m die Mitte des 18. Jahrhunderts [...] ihren Zenit überschritten“ (Heiliges Römisches Reich deutscher Nation. Schweiz. Nord- und Osteuropa. Hg. v. Helmut Holzhey, Vilem Mudroch [Grundriss der Geschichte der Philosophie 5. Abt. Bd. 5], Basel 2014, S. 875), aber sie stellt bis zum „Siegzug“ (ebd.) des kantischen Denkens ab den 1780er/90er Jahren durchaus noch einen wichtigen Referenzpunkt dar – und sei es nur, um sich davon zu distanzieren: Philosophen wie Moses Mendelssohn und Hermann Samuel Reimarus knüpften an Christian Wolff an, gingen aber gleichsam über ihn hinaus (ebd.). Wie weiter unten noch zu sehen sein wird, gilt diese Einschätzung auch für Alexander Gottlieb Baumgarten.

24 Ein bedeutsamer Referenzpunkt für diese Ausrichtung des erkenntnistheoretischen Diskurses in der britischen Philosophie des 18. Jahrhunderts ist sicherlich John Lockes bekannte Wendung aus dem *Essay Concerning Human Understanding* (1690), dass der Verstand ein ‚weißes Blatt Papier‘ sei und alle Erkenntnis aus Erfahrung entspringe. Vgl. Großbritannien und Nordamerika. Niederlande. Hg. v. Helmut Holzhey, Vilem Mudroch (Grundriß der Geschichte der Philosophie 5. Abt. Bd. 1), Basel 2004, S. 322-369 (zu Berkeley), 385-419 (zum philosophiegeschichtlichen Stellenwert von Lockes Erkenntnistheorie) u. S. 461-509 (zu Hume). Anzumerken ist dabei, dass Berkeley hier ein ‚weicher‘

als Produkt der hybriden Schreibsituation eines Deutschen, der einerseits durch seinen Vater, der immerhin in Halle – Christian Wolffs hauptsächlicher akademischer Wirkungsstätte – Theologie studiert hatte²⁵, mit dem Stand des erkenntnistheoretischen Diskurses im deutschsprachigen Raum vertraut war und andererseits maßgeblich durch das intellektuelle Klima Großbritanniens geprägt wurde. Damit erweitert sich der Deutungshorizont für die erkenntnistheoretischen Referenzen von Forsters Text massiv: Er erscheint als Schnittstelle eines Austausches zwischen dem deutschen Schulrationalismus und der den Erfahrungsaspekt stärker betonenden Philosophie Großbritanniens und markiert so eine Konstellation, die im Kontext der wissenschaftsgeschichtlichen Ablösung des rationalistischen Paradigmas im deutschsprachigen Raum eine wichtige Rolle spielt.

Der frühaufklärerische Rationalismus Christian Wolffs und die ihm folgende philosophische Schule verstand sich – wie Hans Martin Gerlach es in einem Aufsatz formuliert hat – als „Fundamentalphilosophie“²⁶. Dies folgt schon aus Wolffs Philosophiebegriff: „Die Welt-Weisheit ist eine

Empirismus attestiert wird, da er grundsätzlich von der Erfahrungsabhängigkeit der Tatsachenerkenntnis ausgeht, aber dennoch die Position vertritt, dass sehr wohl auch „Sätze, die unser Wissen erweitern und erfahrungsunabhängig Gültigkeit besitzen“ (ebd., S. 337) möglich sind.

25 Wolff war von 1706 bis 1723 Professor für Mathematik und Philosophie in Halle. 1723 musste er diese Stelle in Folge eines Befehls des preußischen Königs Friedrich Wilhelm I. aufgeben und ging nach Marburg in Hessen, wo er bis 1740 lehrte. Friedrich II. berief ihn in diesem Jahr zurück nach Halle, wo er 1743 Kanzler der Universität wurde und 1754 starb. Johann Reinhold Forster studierte in den Jahren um 1750 in Halle. 1779 kehrte er nach seinen ernüchternden Erlebnissen in England dorthin zurück und wurde Professor der Naturkunde und Mineralienforschung. Zu Halle als Zentrum des Wolffianismus vgl. Heiliges Römisches Reich deutscher Nation. Schweiz. Nord- und Osteuropa (wie Anm. 23), S. 9-11.

26 Hans Martin Gerlach: Eklektizismus oder Fundamentalphilosophie? Die alternativen Wege von Christian Thomasius und Christian Wolff im philosophischen Denken der deutschen Frühaufklärung an der Universität Halle. In: Christian Wolff. Seine Schule und seine Gegner. Hg. v. H. M. G. Hamburg 2001, S. 9-26, hier S. 20. Gerlach entlehnt diesen Begriff vom Kant-Popularisator Wilhelm Traugott Krug, möchte ihn in Bezug auf Wolffs philosophisches Programm aber anders verstanden wissen. Während Krug unter Fundamentalphilosophie „eine Art erkenntnistheoretisch-methodologische Grundlehre über die Möglichkeit der Philosophie oder eine Propädeutik“ (S. 21) verstanden habe, gehe es bei Wolff „um weit mehr“ (ebd.). Zudem will Gerlach den Begriff auch von etwaigen negativ behafteten ideologischen Konnotationen abgrenzen: „Greift man heute auf einen solchen Begriff zurück, so ist er sofort in die Nähe eines politisch-ideologisch aufgeladenen ‚Fundamentalismus‘ gerückt [...]. Dies alles soll und muß hier ausgeschlossen bleiben“ (S. 20).

Wissenschaft aller möglichen Dinge, wie und warum sie möglich sind.“²⁷ Und: „Durch die Wissenschaft verstehe ich eine Fertigkeit des Verstandes, alles, was man behauptet, aus unwidersprechlichen Gründen unumstößlich darzutun.“²⁸ Wolff – so viel wird damit schon klar – wollte „zu den festen Gründen des philosophischen Denkens zurück“²⁹; er wollte „die endgültige Philosophie“³⁰, die als Wissenschaft abseits aller subjektiven Meinungen und Absichten grundsätzlich dazu in der Lage ist, alle Ungewissheiten aufzulösen. So zielt sein Rationalismus auf die Erkenntnis zwingend demonstrierter Wahrheit aus „absolut evidenten Prinzipien“³¹: „habitu conclusiones ex firmis principiis demonstrandi“³².

Auf diese Basis gründet sich der systemische Charakter der wolffschen Philosophie. Als Wissenschaft aller möglichen Dinge definiert, konnte die Philosophie bei ihm mit dem Anspruch auftreten, auch der universelle Urgrund jeder anderen wissenschaftlichen Disziplin zu sein, die so eben nur als Teildisziplin für ein spezifisches Fachgebiet zuständig ist.³³ Philosophie wird damit zur Grundlage eines Wissenssystems, das die Weltverhältnisse logisch durchdringt und dadurch (jedenfalls perspektivisch betrachtet) ganzheitlich erschließen kann. Maßgeblich für den Bau dieses metaphysischen Systems sind allerdings zwei Regeln: der Satz vom zureichenden Grund und das Prinzip der Widerspruchsfreiheit. Wolff schreibt nämlich auch: „Weil von nichts sich nichts gedencken lässet, so muß alles, was seyn

27 Christian Wolff: Vernünfftige Gedanken Von den Kräften des menschlichen Verstandes Und Ihrem richtigen Gebrauche in Erkänntniß der Wahrheit. Hg. u. bearb. v. Hans Werner Arndt (C. W.: Gesammelte Werke. 1. Abt. Bd. 1). Hildesheim 1965, S. 115.

28 Wolff: Vernünfftige Gedanken Von den Kräften des menschlichen Verstandes (wie Anm. 27), S. 115. Schon Hans Lüthje hat festgestellt, dass Wolff diesem Philosophieverständnis „während seiner ganzen Lehrtätigkeit treu geblieben“ (Hans Lüthje: Christian Wolffs Philosophiebegriff. In: Kant-Studien 30 [1925], S. 39-66, hier S. 39) ist.

29 Gerlach: Eklektizismus oder Fundamentalphilosophie? (wie Anm. 26), S. 21.

30 Werner Schneiders: Deus est philosophus absolutissimus. Über Christian Wolffs Philosophie und Philosophiebegriff. In: Christian Wolff 1679-1754. Interpretationen zu seiner Philosophie und deren Wirkung. Hg. v. W. S. 2. Aufl. Hamburg 1986, S. 9-30, hier S. 12.

31 Gerlach: Eklektizismus oder Fundamentalphilosophie? (wie Anm. 26), S. 21.

32 Christian Wolff: Meletemata mathematico-philosophica. Quibus accedunt Dissertationes (C. W.: Gesammelte Werke. 2. Abt. Bd. 35). Hildesheim, New York 1974, S. 191.

33 Wie Gerlach ganz richtig bemerkt, kehrt Wolff damit in gewisser Weise „die Sache um“ (Gerlach: Eklektizismus oder Fundamentalphilosophie? [wie Anm. 26], S. 22), denn er transferiert ein Erkenntnisideal, das er als Professor für Mathematik und Naturlehre aus dem naturwissenschaftlichen Kontext entlehnt, auf die Philosophie und macht dann diese zum Fundament.

kann, einen zureichenden Grund (oder eine *raison*) haben, daraus man sehen kann, warum es vielmehr ist, als nicht ist.“³⁴ Alles, was ist oder sein kann, hat eine Ursache – und dieser Gedanke legitimiert den Bau eines ganzheitlich und logisch in sich schlüssigen Welterschließungssystems insofern, als er eben im Einklang mit der Definition der Philosophie als Wissenschaft *aller* möglichen Dinge unterstellt, dass auch alles Wissen über diese Dinge schlüssig miteinander verknüpfbar ist. Zugleich ist die Philosophie laut Wolff aber auch die Wissenschaft aller *möglichen* Dinge – und das spezifiziert er folgendermaßen: „Möglich nenne ich alles, was seyn kann, es mag entweder würrklich da seyn, oder nicht.“³⁵ An anderer Stelle ergänzt er dazu: „*möglich* sey, was nichts widersprechendes in sich enthält.“³⁶ Gerade dieser letzte Grundsatz unterstreicht noch einmal sehr deutlich, dass es Wolff mit seinem philosophischen Programm darum ging, „alle anderen Bereiche des Seins und des Denkens in einer Lückenlosigkeit und zwingenden Folgerichtigkeit zu erfassen, die keine unzureichend erfaßten realen und idealen Räume überhaupt nur als Möglichkeit zuläßt.“³⁷

Dass sich das Denken im deutschsprachigen Raum dann im Verlauf des 18. Jahrhunderts von diesem strengen Systemrationalismus abwendet, ist die Folge eines vielschichtigen Transformationsprozesses. In diesem verschränkt sich die Rezeption philosophischer Streitfragen durchaus auch mit Ereignisgeschichtlichem: So spielt z. B. die Schockwirkung des Erdbebens von Lissabon 1755 und die damit eng verknüpfte Providenz-Debatte, die dann vor allem von Frankreich nach Deutschland hineinwirkt, eine wichtige Rolle.³⁸ Bedeutsam sind aber eben auch weniger plötzliche Verschiebungen des Denkens, die durch die Auseinandersetzung mit eher erfahrungsgrundierten erkenntnistheoretischen Positionen befördert werden, wie sie seit Locke gerade die britische Philosophie zur Verfügung stellt. Solche Positionen

34 Wolff: Vernünfftige Gedanken Von den Kräften des menschlichen Verstandes (wie Anm. 27), S. 115.

35 Wolff: Vernünfftige Gedanken Von den Kräften des menschlichen Verstandes (wie Anm. 27), S. 115.

36 Christian Wolff: Vernünfftige Gedancken Von Gott, Der Welt und der Seele des Menschen, Auch allen Dingen überhaupt. Hg. v. Charles A. Corr (C. W.: Gesammelte Werke. 1. Abt. Bd. 2). Hildesheim, Zürich, New York 1983, S. 7f.

37 Gerlach: Eklektizismus oder Fundamentalphilosophie? (wie Anm. 26), S. 23.

38 Vgl. z. B. Horst Günther: Das Erdbeben von Lissabon und die Erschütterung des aufgeklärten Europa. Frankfurt/M. 2005 und Martin Keßler: Das Erdbeben von Lissabon und die Frage nach Gottes Providenz in der Aufklärungstheologie. In: Gott in der Geschichte. Zum Ringen um das Verständnis von Heil und Unheil in der Geschichte des Christentums. Hg. v. Mariano Delgado, Volker Leppin. Fribourg, Stuttgart 2013, S. 351-408. Aufschlussreich ist auch der Sammelband Das Erdbeben von Lissabon und der Katastrophendiskurs im 18. Jahrhundert. Hg. v. Gerhard Lauer, Thorsten Unger. Göttingen 2008.

gewinnen im 18. Jahrhundert maßgeblich durch die Erfolgsgeschichte der newtonschen Physik an Evidenz.³⁹

Zu berücksichtigen ist in diesem Zusammenhang jedoch nicht nur das Einwirken solcher externen Faktoren, sondern auch die innere Logik des rationalistischen Aufklärungsdenkens selbst: Diesem ist eben auch stets ein Aspekt der Selbstaufklärung mit eingeschrieben. Aufklärung setzt auf die Erschließbarkeit allgemeiner Gewissheiten durch individuelle Vernunftanwendung – und verlangt vom aufgeklärten Subjekt damit immer auch die Reflexion des eigenen Vernunftvermögens. Von da ist es aber nur ein kleiner Schritt zu der Frage, an welchem Maßstab sich denn überhaupt messen lässt, was ‚vernünftig‘ sein soll. So ist das Aufklärungsdenken ständig dazu gezwungen, seine eigenen Voraussetzungen und Prinzipien zu überprüfen und gerät darüber schon um die Mitte des 18. Jahrhunderts in einen kritischen Diskurs über sich selbst. Mit Blick auf die Genese dessen, was sich dann gegen Ende des Jahrhunderts als Anthropologie des ‚ganzen‘ Menschen⁴⁰ manifestiert, wird die herausgehobene Stellung der Vernunft als Erkenntnisvermögen fraglich. Andere Kategorien erfahren hingegen eine Aufwertung: Gefühl, Gemütsbewegung, Empfindsamkeit, Empathie oder Phantasie.

Dieser letzte Aspekt verdeutlicht noch einmal, wie komplex die Gemengelage ist, die der Abkehr vom systemrationalistischen Paradigma zugrunde liegt: Die genannten Kategorien sind gerade im Rahmen einer Erkenntnistheorie, die sich stärker auf Erfahrung als auf rationale Spekulation beruft, in hohem Maße relevant. Konkret sichtbar wird ihre Aufwertung im deutschsprachigen Raum bezeichnenderweise aber nicht in Form einer direkten Auseinandersetzung mit solchen Theorien: Vielmehr ist es die aus einer dezidiert wolffianischen Tradition entstehende philosophische Ästhetik, die sich mit Alexander Gottlieb Baumgarten als eigenständige Disziplin etabliert, die diesen Prozess forciert. Sie profiliert die sinnliche Erkenntnis als eigenständiges Vermögen des Menschen gegenüber dem Primat des begrifflich-rationalistischen Systembaus.

Im ersten Paragraphen seiner 1750 publizierten *Aesthetica* bestimmt Baumgarten den Gegenstand dieser Disziplin wie folgt: „*Aesthetica* (theoria liberalium artium, gnoseologia inferior, ars pulcre cogitandi, ars analogi

39 Vgl. Heiliges Römisches Reich deutscher Nation. Schweiz. Nord- und Osteuropa (wie Anm. 23), S. 821f.

40 Vgl. dazu Stefan Borchers: Die Erzeugung des ‚ganzen Menschen‘. Zur Entstehung von Anthropologie und Ästhetik an der Universität Halle im 18. Jahrhundert. Berlin, New York 2011 u. Carsten Zelle: Zur Idee des ‚ganzen Menschen‘ im 18. Jahrhundert. In: Alter Adam und Neue Kreatur. Pietismus und Anthropologie. Beiträge zum II. Internationalen Kongress für Pietismusforschung 2005. Hg. v. Udo Sträter u. a. Tübingen 2009, Bd. 1, S. 45-61.

rationis) est scientia cognitionis sensitivae⁴¹ – Ästhetik soll also die Wissenschaft von der sinnlichen Erkenntnis als untere Erkenntnislehre, aber in systemischer Analogie zur Vernunft sein. Mit dieser Definition knüpft Baumgarten an die Vorstellung einer Hierarchie unterschiedlicher Erkenntnisgrade an, wie sie auch der weiter oben zitierten Bestimmung der Philosophie als ‚endgültige‘ Wissenschaft durch Christian Wolff zugrunde liegt. Diese Vorstellung geht im Wesentlichen auf die von Gottfried Wilhelm Leibniz entworfene ‚Stufenleiter‘ der Erkenntnisformen zurück. Erkenntnis vollzieht sich bei Leibniz umso vollkommener, je mehr zureichende Merkmale eines Gegenstandes erkannt werden. Die höchste Form der Erkenntnis ist demnach die rationale. Sie besteht schlicht darin, das jeweilige Erkenntnisobjekt „auf nicht mehr weiter zusammengesetzte einfache Begriffe und identische Sätze“⁴² zurückzuführen.⁴³ Wolff eignet sich diese Einschätzung an: Die Prävalenz des Begrifflichen, des analytischen Zugriffs und die damit verbundene systemische Implikation, dass ‚Welt‘ sich letztlich als Ganzes in eine sich logisch fügende Wissensformation überführen lässt, gehen als optimistischer Glaube an die ordnende Kraft der Vernunft als Instrument zur Konstruktion eines solchen Wissensgebäudes in sein philosophisches System ein.

Auch Baumgarten bedient die Rede von ‚höheren‘ und ‚unteren‘ Erkenntnisvermögen des Menschen. Er unterminiert allerdings die von Leibniz entwickelte und von Wolff adaptierte Hierarchie, indem er der bisher nur untergeordneten sinnlichen Erkenntnis ein eigenes Erkenntnisgebiet und eigene Erkenntnismodalitäten zuweist. Dabei beruft er sich auf die Idee einer extensiven Klarheit der Erkenntnis, die durch das Aufzeigen von Merkmalsfülle bei der Beschreibung eines Gegenstandes unabhängig von der Relevanz der erkannten Merkmale für die Begriffsbildung zustande kommt. So heißt es in seiner bereits 1739 im Erstdruck erschienenen *Metaphysica*:

Man setze zwei klare Gedanken mit je drei Merkmalen; es seien aber in dem einen klare Merkmale, in dem anderen dunkle, so wird der erstere Gedanke klarer sein [...]. Also wird die Klarheit einer Vorstellung vermehrt durch die Klarheit der Merkmale aufgrund von Deutlichkeit, Adäquatheit usw. Man setze zwei klare Gedanken mit gleichermaßen klaren Merkmalen, drei in dem einen, sechs in dem anderen, so wird letzterer klarer sein [...]. Also wird die

41 Alexander Gottlieb Baumgarten: *Ästhetik*. Lateinisch-deutsch. Hg. u. übers. v. Dagmar Mirbach. Hamburg 2007, Bd. 1, S. 10.

42 Dagmar Mirbach: Einführung. In: Alexander Gottlieb Baumgarten: *Ästhetik*. Lateinisch-deutsch. Hg. u. übers. v. D. M. Hamburg 2007, S. XV-LXXX, hier S. XXXII.

43 Vgl. Gottfried Wilhelm Leibniz: *Betrachtungen über die Erkenntnis, die Wahrheit und die Ideen*. In: G. W. L.: *Kleine Schriften zur Metaphysik*. Hg. u. übers. v. Hans Heinz Holz (G. W. L.: *Philosophische Schriften*. Bd. 1). 2. Aufl. Frankfurt/M. 2000, S. 25-47, hier v. a. S. 33-37.

Klarheit durch die Menge der Merkmale vermehrt [...]. Größere *Klarheit* aufgrund der Klarheit der Merkmale kann *intensiv*, aufgrund der Menge der Merkmale *extensiv grösser* heißen. Eine extensiv klarere *Vorstellung* ist *lebhaft*.⁴⁴

Und:

Da Deutlichkeit die Klarheit einer Sache und ihrer Merkmale ist, kann sie durch die Menge und die intensive ebenso wie durch die extensive Klarheit der Merkmale gesteigert werden [...]. Eine *Vorstellung*, die mehr und lebhaftere Merkmale als andere deutliche Vorstellungen enthält, wird *extensiv deutlicher* sein, eine, die intensiv klarere Merkmale als andere deutliche Vorstellungen enthält, wird *reiner* (intensiv deutlicher) sein.⁴⁵

Die Klarheit einer Vorstellung (bzw. eines Erkenntnisgegenstands) bemisst sich laut Baumgarten also einerseits intensiv an der Klarheit, mit der ihre Merkmale erkannt werden und andererseits extensiv an der Fülle der Merkmale, die erkannt werden. Eine extensiv-klare Vorstellung ist ‚lebhafter‘, eine intensiv-klare ‚reiner‘.⁴⁶

Während der frühaufklärerische Rationalismus die unteren, sinnlichen Erkenntnisformen nur als unzulängliche Vorstufen deutlicherer Vorstellungen betrachten konnte, kann Baumgarten auf dieser Basis der *cognitio sensitiva* einen eigenen Erkenntnisbereich zuweisen, der den verstandesmäßig höheren Erkenntnisvermögen verschlossen bleibt, weil seine „Zielrichtung [...] genau umgekehrt“⁴⁷ ist. Die sinnliche Erkenntnis geht nicht „abstrahierend und analysierend“⁴⁸ auf die gleichen Merkmale verschiedener Gegenstände, um aus diesen den gemeinsamen Begriff abzuleiten, sondern „konkretisierend und synthetisierend“⁴⁹ gerade auf die Merkmalsfülle der einzelnen Gegenstände und betont so ihre irreduzible Individualität.⁵⁰ Damit erbringt sie eine Leistung, die den höheren Erkenntnisvermögen versagt bleibt: Letztere suchen das Gleiche im Ungleichen zu identifizieren und so Vorstellungen begrifflich zu systematisieren, die *cognitio sensitiva* hingegen lenkt

44 Alexander Gottlieb Baumgarten: *Metaphysica/Metaphysik*. Historisch-kritische Ausgabe. Hg. u. übers. v. Günter Gawlick, Lothar Kreimendahl. Stuttgart-Bad Cannstatt 2011, S. 281/283.

45 Baumgarten: *Metaphysica* (wie Anm. 44), S. 335.

46 Vgl. Mirbach: *Einführung* (wie Anm. 42), S. XLff.; Stefan W. Groß: *Cognitio Sensitiva*. Ein Versuch über die Ästhetik als Lehre von der Erkenntnis des Menschen. Würzburg 2011, S. 262-271.

47 Mirbach: *Einführung* (wie Anm. 42), S. XLII.

48 Mirbach: *Einführung* (wie Anm. 42), S. XLII.

49 Mirbach: *Einführung* (wie Anm. 42), S. XLII.

50 Vgl. hierzu Hans Adler: *Die Prägnanz des Dunklen*. Gnoseologie, Ästhetik, Geschichtsphilosophie bei J.G. Herder. Hamburg 1990, S. 44 und auch noch einmal Groß: *Cognitio Sensitiva* (wie Anm. 46), S. 262-271.

gerade die Aufmerksamkeit auf das Ungleiche und die Fülle der Erscheinungen und weist damit auf den prinzipiell heuristischen Charakter jener Systematisierungsbemühungen hin. Interessant ist hierbei übrigens auch noch, dass Baumgarten das Abheben auf extensiv-klare Vorstellungen explizit als Bestimmungsmerkmal des Poetischen markiert und auf diese Weise Dichtung als Modus eines spezifischen Erkenntnisvermögens ausweist. Denn an einer anderen Stelle findet sich bei Baumgarten eben auch folgende Aussage: „Je mehr die Dinge bestimmt werden, desto mehr umfassen die Vorstellungen von ihnen. Je mehr indessen in einer verworrenen Vorstellung angehäuft wird, desto extensiv klarer [...] und desto poetischer [...] wird sie. Folglich ist es *poetisch, in einem Gedicht die vorzustellenden Dinge so viel wie möglich zu bestimmen*“⁵¹.

Diese Aufwertung der *cognitio sensitiva* unterhöhlt den absoluten Anspruch der rationalistischen Wissensordnung. Sinnliche Erkenntnis stellt nämlich nicht nur Einsichten zur Verfügung, die der rationalen Erkenntnis nicht zugänglich sind – hinzu kommt noch, dass diese Einsichten mit einem nach den Prinzipien der Logik organisierten Denkgebäude weniger kompatibel sind. Ihr Erkenntnismodus besteht – und hierin schneidet er sich mit den Forderungen empirieorientierter Erkenntnistheorien – in der genauen Beobachtung eines einzelnen Gegenstands. Damit ermöglicht es die *cognitio sensitiva* aber auch, Differenzen zwischen begrifflich als gleich klassifizierten Gegenständen zu erkennen, denn diese Gleichheit bezieht sich ja immer nur auf bestimmte, für die Begriffsdefinition als zureichend bestimmte Merkmale und unterschlägt alle anderen als irrelevant. Das von der sinnlichen Erkenntnis eingeforderte konkrete Beobachten widersetzt sich aber dieser ordnenden Abstraktion, weil es den Blick auf die Fülle möglichst vieler Merkmale eines Erkenntnisobjekts und damit eben auch auf all die als irrelevant ausgeschlossenen lenkt. Es wird diskutabel, ob die rationalistische Wissensordnung tatsächlich absolut gültig ist oder ob nicht doch auch alternative und womöglich komplexere Optionen der Weltdeutung denkbar sind.

Diese Akzentsetzung begründet die Notwendigkeit der von Baumgarten in seiner Ästhetik-Definition angekündigten Wissenschaft von der sinnlichen Erkenntnis als systemisches Analogon zur rationalen. Genau als solches wird die *cognitio sensitiva* in seiner Argumentation nämlich ausgewiesen: Sie führt wie die rationale Erkenntnis zu deutlicheren Vorstellungen, kann dieser jedoch nicht als untergeordnetes Erkenntnisvermögen subsumiert werden, weil sie über einen eigenen, gänzlich irreduziblen Erkenntnisbereich verfügt. Stattdessen operiert sie systemisch auf der gleichen Ebene wie die

51 Alexander Gottlieb Baumgarten: Philosophische Betrachtungen über einige Bedingungen des Gedichtes. Lateinisch-deutsch. Hg. u. übers. v. Heinz Paetzold. Hamburg 1983, S. 17/19.